

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse  
**Herausgeber:** Schweizerischer Forstverein  
**Band:** 115 (1964)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Musiker und Wald  
**Autor:** Fahrni, Helene  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-765543>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.11.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## *Musiker und Wald* \*

*Helene Fahrni, Hünibach, Sopranistin*

*«Tausend Blumen um mich her,  
Wie sie lachend stehn!  
Adam hat nicht lachender  
Sie am Phrat gesehn.  
Hier die schöne, grüne Flur,  
Hier der Wald und der Waldgesang!  
Oh, Natur, Natur,  
Habe Dank!»*

Durch mein ganzes Leben vollzieht sich dieser Dank mit den Worten des Gedichtes von Matthias Claudius (vertont von Othmar Schoeck) immer neu. Durch die Natur glaube ich meine musikalischen Kräfte empfangen zu haben. In meiner Kindheit schon hat mir das herrliche Brausen der Aare, die an unserem Garten vorbeirauschte und etwas oberhalb durch Schleusen floß, bald brausend und tosend, bald schmeichelnd und besänftigend, die herrlichsten Lieder gesungen. Ich habe oft stundenlang Zwiesprache mit dieser Musik gehalten und konnte der Flut meine kindhaften Sorgen und Freuden anvertrauen. An einem der früher üblichen öffentlichen Examen der Sekundarschule Thun durfte ich Gottfried Kellers Waldlied rezitieren:

*«Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen,  
Heut hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.  
Fern am Rande fing ein junges Bäumchen an, sich sacht zu wiegen,  
Und dann ging es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen;  
Kam es her in mächt'gem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,  
Hoch sich durch die Wipfel wälzend, kam die Sturmesflut gezogen.*

*Und nun sang und pfiß es graulich in den Kronen, in den Lüften,  
Und dazwischen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.  
Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine,  
Donnernder erscholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!  
Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen;  
Alles Laub war weißlich schimmernd nach Nordosten hingestrichen.*

\* Eine Anzahl bedeutender Musiker wurde eingeladen, in einigen Zeilen ihre Beziehungen zum Wald wiederzugeben. Freudig sind sie der Einladung gefolgt. Ihnen allen, wie auch den Verfassern der Aufsätze, danke ich herzlich dafür, daß sie den Versuch gelingen ließen, dieses Heft dem Thema Musik und Wald zu widmen. Möge es ihnen der Wald tausendfach vergelten!

*Also streicht die alte Geige Pan der Alte laut und leise,  
Unterrichtend seine Wälder in der alten Weltenweise.  
In den sieben Tönen schweift er unerschöpflich auf und nieder,  
In den sieben alten Tönen, die umfassen alle Lieder.  
Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,  
Kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken.»*

(vertont von Othmar Schoeck)

Ich spüre noch die große Inbrunst und Begeisterung, die mich packte, wenn ich mich in diese große Schau versenken konnte. Welch ein Geschenk, daß in meinem ganzen Leben ein Hund um mich war, der mich durch Feld und Wald begleitete! Bei meinen vielgeliebten Wanderungen, möglichst weitab von allem Betrieb und Lärm, sind in Gottes Schöpfung alle Gaben aufgeblüht, die später in meiner sängerischen Laufbahn zur Reife kamen. Jeder Pfad, jede Quelle, jeder Strom, die Bergeshöhe, das Lichte, aber auch Dunkle des Waldes, schenken mir jene Bereicherung und Phantasie, die für die Liedkunst nötig ist.

Ich blicke vom Schreibtisch zum Fenster hinaus und sehe die leuchtenden Farben des Herbstes. Bald wird der kalte Schnee alles zudecken. Das ewige Wechselspiel!

*Beleue Fabri*

*Luc Balmer, Bern, 1898, Dirigent*

Malheureusement le progrès technique, qui nous procure tant de facilités d'ordre pratique, nous éloigne toujours davantage de la nature, source presque inépuisable d'une vie saine et satisfaisante. Or, la forêt nous offre l'image la plus pure et inaltérée de la nature. La fertilité, le silence et le mystère y règnent. L'homme, créateur ou non, devrait régulièrement s'imprégner de l'atmosphère vivifiante de la forêt; elle réveillera en lui des forces créatrices insoupçonnées.

*Luc Balmer*

Wenn ich die Wichtigkeit des Waldes für die Musik anzweifeln wollte, befände ich mich auf dem Holzweg. Als Pianist würde ich mir den musikalischen Pinienast, auf dem ich sitze, selber damit absägen.

Was wäre ich ohne Schumanns «Waldszenen», ohne Liszts «Waldesrauschen» (eine meiner Lieblingsmelodien), was täte ich ohne die «Waldsteinsonate»?

Wie man in den Wald hineinruft, so tönt es heraus! Ziemlich spät erst ist diese vokale Betätigung aufgenommen worden. Noch Beethoven hat auf der ansehnlichen Liegenschaft seiner «Pastorale» kein Waldstück. Auch Schuberts unendliche Liedlandschaft ist spärlich bewaldet, und in der «Schönen Müllerin» tritt nur der glücklichere Nebenbuhler, der Jäger, als eine Art Waldunhold auf.

Der erste Waldgänger und Waldsänger ist der geliebte Carl Maria von Weber. In seiner «Preciosa» besingt er den vielstimmigen, tierstimmigen Wald vierstimmig (er wußte wohl nicht so genau, wie miserabel es fern im Süden im schönen Spanien mit der Forstwirtschaft bestellt sei), und sein «Freischütz» ist eine richtige Waldoper.

Eichendorff erschließt den Wald weitesten Bevölkerungsschichten und schenkt ihn endgültig der Musik.

In diesem Moment nimmt die musikalische Waldbewirtschaftung Riesenausmaße an. Waldgedicht und Musik gehen ein enges Junktum ein, Mendelssohn, Schumann und Hugo Wolf werden Eichendorffs Forstadjunkten. (Wer hat heute noch Angst vor Hugo Wolf?)

Von Eichendorff, Lenau und Gottfried Keller an die Hand genommen, unternimmt unser Othmar Schoeck zahllose ausgedehnteste Waldwanderungen. Er ist der größte und vorläufig der letzte Waldkomponist, der Waldmeistersinger.

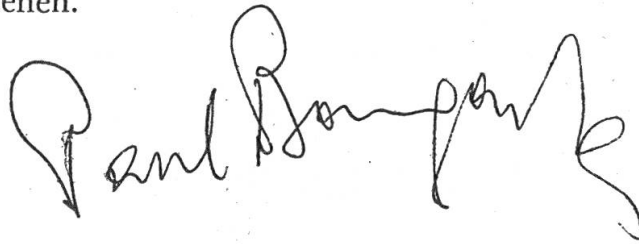
Ein anderer Schweizer, Joachim Raff, fast vergessen (unsere Zeit ist nicht «Raff»-gierig), schreibt eine Sinfonie «Im Walde». Ich kenne sie nicht und würde sie gerne anlässlich einer forstwirtschaftlichen Tagung einmal hören, vermute jedoch, daß es sich eher um Feld-, Wald- und Wiesenmusik handelt.

Denken wir an diese beiden Schweizer Waldläufer, so ist zu sagen, daß unsere liebe Heimat zu Unrecht oft als musikalischer Holzboden verschrien wird. (Den Waldmann haben wir zwar geköpft, doch «Vogel als Prophet» gilt im Vaterlande.)

Unvergessen sei zu guter Letzt der große Richard Wagner, der unterdessen einen riesigen nordischen Nationalpark geschaffen hat, wo die Stimme des Waldvögeleins erklingt, wo er, infolge der fortschreitenden Industrialisierung, Nornen Lebensfäden normen läßt und das Waldweben einführt. Wer war wohl der bessere Waldweber, er oder Weber?

Die Musik ist alt- und kaltklug geworden und es ist spät —, «aus dem Walde tritt die Nacht», heißt es in einem schönen Lied von Richard Strauß.

Unsere musikalischen Winterwälder sind tief verschneit, und unsere besten zeitgenössischen Produkte gemahnen an Eisblumen und zauberhafte Schneekristalle. Kommende Generationen werden, so fürchte ich, den Wald vor lauter Räumen nicht mehr sehen.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Paul Sponck'. The signature is fluid and cursive, with a large initial 'P' and a long, sweeping tail.

*Cornelio G. Cairati, Zürich, 1909, Musikdirektor*

Ogniqualevolta ch'io mi reco a passeggiare per il bosco, specie in autunno, quando i colori sono tanto vari e belli, sento, osservando questo grandioso spettacolo, tante affinità con la musica e con scene teatrali dei nostri grandi compositori. Così mi accadde un giorno, di vedere nel bosco davanti a me, l'ultima scena del Falstaff di Verdi:

All'inizio quel bellissimo frammento lirico di Fenton innamorato, il tema dei corni, che si ripete più volte, come se venisse da diverse parti del bosco, quasi come una eco. Nell'anima del giovane giocane e si insinuano i diversi elementi e si riflettono anche nel suo canto; come la trepidazione per la riuscita del sotterfugio che renderà possibile le nozze, un che di misterioso, diffuso nella foresta romantica. In questa magnifica musica c'è il fervore amoroso di colui che attende l'amata e una malinconica suggestione.

Il trucco delle vesti per Fenton e Nannetta è disposto. S'avvicina Falstaff con passo grave. Egli avvanza guardingo, avvolto nell'ampio mantello; due corna di cervo si ergono sul cappello. Una lontana campana batte le ore. La foresta è suggestiva anche per Sir John! Alice gli si mostra. Subito egli le si avvicina e si profonde in galanterie ed esplosioni d'amore. E' una forzata giocondità, una finta ebbrezza. Poi il terrore lo riprende quando Meg e Alice gridano: ... «Vien la tregenda...»!

All'episodio delle fate, Falstaff è completamente assente. E' accovacciato per terra presso la quercia, il volto fra le mani per non vedere. Colla evocazione di Nannetta entra, in due gruppi, la bizzarra mascherata. Si vede Nannetta vestita da Regina delle Fate, seguita da ragazette vestite da fate bianche e fate azzurre. Appaiono Meg mascherata da Ninfa Verde, Quickly travestita da Befana, con la maschera. Alice pure mascherata. Arriva Bardolfo in cappa rossa, col cappuccio calato, perchè è senza maschera. Pistola travestito da Satiro. Il dottor Cajus in cappa grigia col cappuccio. Fenton in cappa nera, Ford senza cappa. Altre fate chiudono il corteo. Le piccole e le grandi fate si dispongono in cerchio intorno alla loro Regina. Gli uomini in un crocchio a destra e le donne in un gruppo a sinistra. Nannetta scioglie la sua canzone di fata. La conclusione è come lo svanire d'un sogno, l'allontanarsi d'una voce e d'un ricordo...

Dalla finzione torniamo alla realtà. Il passaggio non è lieto. Falstaff è qui del tutto spersonalizzato. Che ne è di lui? Ha capito subito che si tratta d'una beffa, riconoscendo le voci? E' vittima delle illusioni oppure è ancor preso dal terrore della tregenda? Ha dato già partita vinta? Ed ecco gli ultimi episodi:

I folletti che pungono Falstaff, le ingiurie che gli sono scagliate, il riconoscimento di Ford e Fontana, le nozze di Fenton con Nannetta.

Arriviamo al grandioso concertato «Tutto nel mondo è burla...» con la vigorosa fuga finale...

Mentre il dramma del «pancione» sta per finire e gli ultimi accordi vanno perdendosi nella foresta, ecco che lentamente mi trovo di nuovo solo nella grande quiete del bellissimo bosco autunnale.

*Cornelio Giuseppe Christ*

*Franz Josef Hirt, Liebefeld-Bern, 1899, Pianist*

Der geheimnisvolle Zauber des Waldes umfing mich schon in meinen Kinderjahren. In der Musik des «Freischütz», der ersten Operaufführung, die ich als Bub im Luzerner Stadttheater erleben durfte, fand ich das künstlerische Spiegelbild meiner eigenen Walderlebnisse: herrliche, leuchtende Morgenstunden, bedrückendes, abendliches Eindämmern, wo das Auge ängstlich nur auf schmale Wegspur starrt. Jeder Seitenblick könnte hinter jenen dunklen Büschen plötzlich den großen Unbekannten, den Dämon entdecken. Samiel? Rübezahl?

Glückliche Zeit, die heute in langen Waldspaziergängen, im «Märchenwald», zusammen mit meiner kleinen Tochter Corinna und meiner Frau zu neuem Leben erwacht.

Alles wandelt sich im Leben, doch geblieben sind meine große Liebe zum Wald, zur Musik des «Freischütz», zu den großartigen Naturstimmungen in Wagners «Ring des Nibelungen». Ist es Zufall, daß mir vom Schweizerischen Tonkünstlerverein der Klavierpart des romantisch-poetischen Waldlied-Klavierquartetts meines verehrten Lehrers und Paten Hans Huber für die Schallplattenaufnahme dieses Werkes anvertraut wurde, die im Rahmen der Anthologie schweizerischer Musik anlässlich der Expo hergestellt wurde?

Und so schließt sich der Kreis: das Holz deiner Bäume, o Wald, formt Menschenhand zum Instrument, wird Klang, singt Lob dem Schöpfer all deiner Herrlichkeiten und Wunder. Du bist ein treuer Freund, umhegst und umsorgst unser Leben von der Wiege bis zur letzten Ruhestatt.

*Franz Josef Hirt*

Noch in meinem zwanzigsten Lebensjahr habe ich — nicht ohne Ernst — erwogen, mich dem Studium des Waldbaues zuzuwenden. Eine freigewählte botanische Arbeit (am Zürcher Oberseminar unter Prof. Däniker) gab neuen Anstoß zu alten Überlegungen: Ich arbeitete, fast ohne wissenschaftliche Grundlage, über «Sproß und Knospe der Buche im Winterzustande» und versuchte, die Wachstums- und Verzweigungsgesetze abzuleiten.

Nach kurzer Wirksamkeit als Lehrer in einer (waldreichen!) Gemeinde des Zürcher Oberlandes wurde ich schließlich doch Musiker.

Die Gänge im Wald sind immerhin geblieben: Der Knabe schlug sich durch Mischwald, dann und wann durch Hochwald, seltener durch dichten, niederen Tann. Auch wurde hier komponiert, also: Orientierung im Bereich der Tonhöhen und -dauern gesucht, und dies zu einer Zeit, als sich eine solche am harten Brett des Tisches (auf Notensystemen) noch kaum finden ließ . . .

Und nun — um einen sehr vorläufigen Kreis zu schließen — wohnen wir (trotz meiner Lehrtätigkeit an der Basler Musikakademie) mitten in einem der grünen Tälchen des Baselbieter Jura, dessen Laubwald die felsigen Rücken und Köpfe unserer Gegend krönt, und ich mache meine Waldgänge, an der Hand das zweijährige Söhnchen, das die Stämme der Buchen liebkost und nach Moos begehrt.

Debussy sagte einmal, daß er manches vom geliebten Meere gelernt habe.

Das gleiche kann ich vom Walde bekennen, ohne deshalb Impressionist oder romantischer Träumer sein zu müssen. Ich kann ruhig behaupten, daß mich «Stimmungen» nie zum Komponieren angeregt haben, außer zu entsprechenden «Jugendsünden». Der Wald bedeutet mir mehr. Er schafft Möglichkeiten der Sammlung, der Kontemplation. Und damit: Freiheit von beschränkten Zeitvorstellungen. Das muß uns Musiker angehen! Nicht nur Physiker, Philosophen, Psychologen und andere ringen jetzt um ein neues (besseres) Verständnis dessen, was Zeit eigentlich sei. Auch die Komponisten drückt hier der Schuh! Es scheint mir, daß das Erlebnis des Waldes — seine fast konstante Anwesenheit auf unserem Erdball (Pollenanalyse) — manche beschränkten Zeitvorstellungen, die sich aus der menschlichen Geschichte ableiten, relativiert.

Darüber hinaus deutet mir der Baum auf eines der kräftigsten und durchschaubarsten Symbole einer Vielfalt in der Einheit.

Gerade die Musik unserer Generation sucht — manchmal vielleicht fieberhaft — nach einer übergeordneten «Einheit» aller musikalischen Komponenten. Das heißt, wir möchten zum Beispiel im Großen durchführen, was sich aus dem Kleinen, das uns wesentlich besser bekannt ist, ergibt. Das Ziel wäre schließlich eine Integrierung aller in der Musik wirksamen Kräfte.

Es ist ziemlich bekannt, daß Anton von Webern, einer der ersten Musiker, der diese Sehnsucht nach Einheit in unserem Jahrhundert zu verwirklichen suchte, ein leidenschaftlicher Freund der belebten Natur und besonders der Pflanze war. Er hat auch mehrfach musikalische Fragen in Analogie zu Goethes Metamorphosenlehre kommentiert und zu lösen versucht. Ich glaube, Webern würde mir recht geben, wenn ich den Baum als eine der großartigsten und dennoch durchschaubarsten Verwirklichungen jener höheren organischen Einheit bezeichne.

Klaus Huber

*Angelo Maccabiani, Zürich, 1933, Violinist*

Die Beziehung eines Musikers zum Wald ist ein seltener Titel mit unendlich vielen Möglichkeiten zur Auslegung in Variationen ohne Zahl. All jene, die Musik schrieben über Wälder und Forste, haben bewiesen, daß es sich reichlich lohnt, diese beiden in einem Atemzug zu nennen. Ist nicht der Wald für sich schon Musik? Musik genug, um nicht mehr komponieren zu müssen?

Schon räumlich gleicht fast jeder Wald einem Dom oder Saal. Imposant ragen die Bäume zum Himmel, vergleichbar den Säulen eines Konzert- oder Opernhauses. Die Kronen der Bäume fügen sich zur Decke, durch deren Lücken die Sonnenstrahlen wie Scheinwerfer die Szenerien beleuchten.

Der Wald selbst ist Musik. Alle Tonarten, jedes Tempo, Pianissimo und Fortissimo, verschmelzen zu einem einzigartigen, wundersam wohltuenden Eins.

In Details zerlegt, ist jeder Ton der Ausdruck natürlichen Solistentums, von reinster Unbeschwertheit, ohne Dissonanz, ohne Anfang und Ende, ein ununterbrochenes Erneuern in sich selbst.

Der Lerche herrlicher Koloratursopran stört nicht der Krähen Geräusche, das dem Schlagzeug entlockt zu sein scheint wie das Hämmern der Spechte und das nagende Gequietsche sich reibender Äste. Das Rauschen oder Säuseln des Windes im Blätterwald vermehrt oder vermindert die Stärke der Töne ganz unbewußt, ja automatisch. Stürmt es im Walde, erheben zuallererst die Bäume ihre ganz lauten Stimmen in einem unendlich herrlichen Brausen wie aus Millionen von Orgelpfeifen.

Sie können, je nach Stimmung, als sieghaft oder verzweifelnd gewertet werden. Jedoch diese Pflanzensymphonie bleibt nicht lange allein für sich. Die zahlreichen Vögel in ihrer Lebenslust bleiben wohl am Anfang des



Sturmes stille, dann aber wollen auch sie sich im Oratorium hören lassen. Unter schützenden Dächern wetteifern sie in Dur und Moll mit dem ungestümen Drängen des Windes. Mit ganzem Ohr gehört, verschmilzt das alles in ein Fortissimo von überbordender Schönheit und Klangfülle, zu deren Wiedergabe Orchester von monströsen Ausmaßen nötig wären.

Nach der Wucht des Sturmes legt sich in einem wunderbaren Descrescendo die Ruhe über der Erde schönste Zier. Piano und Pianissimo lassen die machtvollen Töne des vorangegangenen Orkans im lieblichen, weichen Adagio ausklingen. Wohl liegen dürre Äste und Bäume vom Wind gebrochen am Boden, der Vögel Gefieder ist zerzaust, aber die Stimmen des Waldes bleiben in ihm. Nie ist er lautlos, auch in der Nacht nicht. Selbst zu dieser Zeit sind die Solisten tätig. Ein Kauz, ein Uhu oder gar ein Fuchs lassen sich hören. Eigenartig in ihrer Art und dennoch melodiös, je nach Lust und Laune kann es fröhlich oder traurig in unserer Seele klingen. Nie aber wirkt auch nur ein einziger Ton falsch oder deplaziert. Falls einmal durch den Fortschritt der Technik die heute gebräuchlichen Instrumentenarten und Kompositionen verdrängt würden, bliebe uns dennoch eine herrliche Musik erhalten, die sich immer und ewig erneuert — diejenige des Waldes.

*Joseph Maccabius*

*Peter Mieg, Lenzburg, 1909, Komponist*

Der Wald hat in meinem Leben eine wesentliche Rolle gespielt. Nicht, daß ich mich von der forstlichen Seite mit ihm befaßt hätte; es war und ist vielmehr eine, wenn man so sagen will, rein gefühlhafte, eine dilettantische Beziehung, die mich mit allem, was Wald ist, verbindet. Wohl bekam ich seit der Zeit, da ich mich als «Kulturpfeiler» der Stadt Lenzburg betätigte (und das sind nun zwanzig Jahre her), einen gewissen Einblick in das Forstwesen. Dies um so mehr, als die künstlerischen Veranstaltungen, die die Ortsbürgerkommission durchführte, von der Forstkasse gespeist wurden. Auch dadurch, daß mein Bruder als Mitglied des Rates unserer löblichen Stadt während mehrerer Jahre dem Forstwesen vorstand, erhielt ich vielfältige Hinweise auf Wesen und Art der uns umgebenden Wälder, auch auf die Geschichte von deren Beforstung.

Doch die Grundbeziehung ist unwissenschaftlich-liebhaberisch geblieben. Ihre Wichtigkeit in meinem bescheidenen Dasein mag daher rühren, als

Lenzburg, wo ich geboren und aufgewachsen bin und wo ich lebe, ringsum von Wäldern umgeben ist. Ich möchte sagen, daß sie in unserer immer mehr überbauten und von Industrie förmlich aufgefrissenen Gegend für mich den letzten, bis jetzt unangetasteten landschaftlichen Bestandteil ausmachen. Wer weiß, für wie lange! Ich bin überzeugt, daß es das innerste Mark angreifen hieße, wollte man auch dies letzte landschaftliche Reservat nutzen (ein Anfang dazu wurde gerade in Lenzburg gemacht, und an der Abstimmung, bei der es sich darum handelte, ob man ein Stück Wald für Industriezwecke veräußern wolle, habe ich «Nein» gestimmt; doch was zählt die Stimme eines weltverlorenen, unrealistischen Außenseiters!).

Mein außenseiterisches Dasein gestattet mir denn, unsere Wälder eben allein zu betreten: es ist für mich wunderbar, seit Jahr und Tag, im Wald zu spazieren, und unsere Wälder sind so vielgestaltig, der wechselvoll hügeligen oder ebenen Gegend entsprechend, daß ich mich ihrer immer neu freuen kann. Leider muß ich gestehen, daß ich die letzten Jahre zu wenig von der Möglichkeit Gebrauch machte, in die nahen Wälder zu gehen. Die Arbeit am Schreibtisch und am Klavier hielt mich davon ab, auch trägt ein eigener Garten mit alten Bäumen und ganzen Baumgruppen dazu bei, in ihm einen Waldersatz zu sehen. In frühern Jahren jedoch machte ich ganz regelmäßig meine Waldgänge, und besonders während meiner Studienzeit war es mir ein Bedürfnis, fast täglich weite, oft stundenlange Spaziergänge zu machen. Meist einsiedlerische; denn so konnte ich am besten das, was mir «Wald» bedeutet, aufnehmen, jenes vegetative Sein, das im Wechsel der Jahreszeiten immer neue Schönheiten vermittelt.

Zum Glück, möchte ich sagen, begegne ich in den Wäldern um Lenzburg nie einem Menschen. Entweder sind sie so groß, daß sich einzelne Spaziergänger darin verlieren, oder dann sind es ihrer nur ganz vereinzelte, die den Wald zu genießen wissen. Würde ich eine Umfrage anstellen: ich bin sicher, daß mehrere Bekannte sagten: Doch, doch, auch wir gehen regelmäßig in den Wald. Getroffen habe ich sie nie. Zog oder ziehe ich allein durch den Wald, kann ich mir auch ganz nach Belieben die Route wählen, kreuz und quer streifen, hügelan und -ab, auf Wegen oder mitten durch Niederwald, auch auf den kunstvoll angelegten, stets neue Ausblicke vermittelnden Straßen.

Den strengen, dunklen Tannenwald liebe ich weniger, es sei denn, daß die Sonne den köstlichen Duft der Nadeln und die Harzgerüche verstärke. Ich ziehe den Mischwald vor, mit Buchen, Eichen, mit vielerlei Unterholz, mit einer Zeile von Lärchen, die im Frühling und im Herbst farblich so besondere Töne in das Bild bringen. Ja, es ist dann und wann vorgekommen, daß ich im Wald gemalt habe; nicht sehr oft, denn es ist in meiner Wasserfarbentechnik ein schwer zu bewältigendes Thema. Waldränder vor einem abendlichen Himmel oder ein Stück Wald an einem Wasserlauf habe ich gemalt.

Weitaus öfter hatte ich, dies wiederum in frühern Jahren, meine Mappe mit Notenpapier und Feder bei mir, und ich weiß genau, wo ich den Beginn eines Klavierkonzertes aufgeschrieben habe, wo einen Satz einer Sonatine, der noch heute besteht, sogar gespielt wird. Und zwar hat die in Berlin lebende Schweizer Cembalistin Silvia Kind ihn gewissermaßen entdeckt, trägt ihn regelmäßig vor, hat ihn in ihr Repertoire aufgenommen, gab ihn des öftern als Zugabe, sogar in New York. Es ist ein munteres Stückchen, das, freilich von ihr aufs kunstvollste und wirksamste registriert, sich fast ein wenig reißerisch ausnimmt, sich jedenfalls, das muß ich selber sagen, als Zugabe trefflich eignet: angeregt von einem ganzen Cembalo-Abend, sind die Hörer dankbar für ein durchsichtig leichtes, beschwingtes Schlußstück.

Und das ist eben ein Stück aus unserm Wald, vor mehr als dreißig Jahren geschrieben, gänzlich unbefangen und aus heiterm Naturgenuß heraus. Nicht, daß der «Wald» darin musikalisch dargestellt oder umgesetzt sei: jegliche Naturschilderung durch die Musik liegt mir fern. Ich kann es nicht; sie liegt auch keineswegs in meinen musikalischen Zielen. Doch mußte damals die Lichtheit eines Vorfrühlingswaldes, mit schlanken, hellgrauen Buchenstämmen, mit fahlrötlichem Laub am Boden, mit dem Durchblick in ferne Juragegend, mit einem in der Tiefe dahinrauschenden Bach ein Glücksgefühl ausgelöst haben, das dann in ein paar bewegten Tonfolgen seinen Niederschlag fand.

Gehe ich heute in unsere Wälder, dann habe ich nie mehr die Tasche mit dem Schreibzeug und mit Notenblättern bei mir, sondern ich gehe zum reinen Vergnügen, sehe ins Dickicht der Bäume, sehe die Lichtungen, sehe den Himmel überm Wald, höre auf den Laut der Vögel, sehe Reh und Fuchs, beobachte (selten genug) einen Dachs, der sich gänzlich unbeobachtet glaubt. Fällt mir dann, zu allem Überfluß, etwas Musikalisches ein, dann kann ich meist einen Fetzen Papier hervorziehen, vielleicht auch eine Visitenkarte, auf der ich die paar Noten notieren kann. Ob sie später brauchbar sind, erweist sich erst nachher; denn die kompositorische Arbeit zu Hause am Klavier ist eine anspruchsvolle Sache geworden, und je älter ich werde, desto mühsamer, und die heitere Waldeslust schreibt sich nicht mehr so leicht hin.

Arnold

*Ich habe ein Herz für Gottes  
Herrlichkeit in der Natur.*

*Adalbert Stifter*

Daß mir der Wald etwas bedeutet und daß ich ihn liebe, verdanke ich meinem Vater.

Fast Sonntag für Sonntag ging er nämlich mit uns Buben in den Wald und lehrte uns die Namen der Bäume, Sträucher, Kräuter und Tiere, denen wir begegneten. Nicht nur an den Blättern, nein, auch an der Rinde mußten wir die Bäume erkennen. Ebenso lehrte er uns, auf die Stimmen der Vögel zu lauschen und sie nach ihrem Gesang zu bestimmen. Kreuz und quer durchstreiften wir den mächtigen Zofinger Bann bis weit ins Luzernische und verließen uns auch etwa zum Entsetzen der ängstlichen Mutter. Am Abend kehrten wir selig und voll von herrlichen Eindrücken heim ins Städtchen.

Aber auch während der Woche abenteuerten wir mit Schulkameraden im Wald, spielten Räuberlis, sammelten Beeren, Bucheckern, Eicheln, Tannzapfen, lasen Fallholz und stöberten Ameisenhaufen sowie Wespennester oder dunkle Höhlen auf, in denen uns gruselte. Die jungen Pilze, die wir sicher kannten, wie Eierpilz und Ziegenbart, verzehrten wir als besondere Leckerbissen an Ort und Stelle gleich roh. In den Flugjahren schüttelten wir im Morgengrauen von den taunassen Bäumen am Waldrand die Maikäfer und brachten sie den Maikäferköchen im Erdbeergraben, wo es dann jeweils gräßlich roch und wo wir die paar Batzen selig einsackten, die es für die gesammelten Tiere gab.

Besonders herrlich war es aber, bei den großen Kadettenmanövern in aufgelöster Schützenlinie sich durch den Wald zu pirschen, immer gewärtig, auf den «Feind» zu stoßen: hügelab, hügelan, durch dick und dünn, durch Bach und Sumpf, und seine natürliche Bubenwildheit austoben zu dürfen. Vergangene Zeiten.

So begann also meine Liebe zum Wald, und ich bin ihr das ganze Leben treugeblieben, auch dann, als ich zum Stadtmenschen werden mußte, ja dann erst recht. Wie allen Menschen wohl, die ihr Naturgefühl noch nicht verloren haben, wurde auch mir der Wald ein Ort der Erholung, Sammlung, Besinnung, ein Hort des Heils.

Nichts Schöneres, Befreienderes, als durch den Wald zu wandeln, besinnlich still und doch auf alles achtend, was zu hören und zu sehen ist, sei es ein besonders schöner Baumveteran, sei es eine Lichtung mit prächtigen, sonnüberglänzten Gruppen von Jungbäumen und Gesträuch, sei es ein klopfender Specht, ein warnender Häher, ein vorüberhuschendes Reh oder ein

Fuchs. Wegen seines Reichtums an Abwechslung ist mir deshalb der gemischte Wald und besonders der Plenterwald so lieb, wie ihn etwa Felix von Hornstein in seinem schönen Buch «Wald und Mensch» beschreibt, und wie wir ihn in vielen unserer Staats- und Gemeindewaldungen so herrlich finden. Solch ein gesunder, schöner und wohlgepflegter Wald erfreut mein Herz außerordentlich; hier besteht ein gewisses Gleichgewicht zwischen Aufwuchs und Nutzung; hier herrscht nicht nur der Grundsatz: «Machtet euch die Erde untertan» (bis zum letzten Wildwasser!), sondern gilt auch das andere Wort der Bibel vom «Bebauen und Bewahren» (1. Mos., 2, 15).

Andererseits habe ich aber auch die majestätischen Forste des Schwarzwaldes, zwischen deren Stämmen man geht wie in einem Dom, oder gewisse, noch fast wilde Wälder in den Vogesen und einzelnen Alpentälern in eindrücklicher Erinnerung.

Eine große Vorliebe habe ich für Baumgruppen auf Alpen und Jura- weiden, und richtig verliebt bin ich jeweils in Ahorngruppen oder gar in die Föhren auf den Felswänden des Jura, wenn sie in der letzten Abendsonne golden glühen, oder in die buntleuchtenden Herbstwälder, wie man sie von einer Jurafluh herunter bewundern kann und dann mit Schubert singen möchte: «O wie schön ist deine Welt, Vater, wenn sie golden strahlet.»

Hinreißend ist aber auch das Bild des vom Sturm gepeitschten Waldes, wie es sich von einem Hügel aus bietet: dieses rhythmische Schwingen der Buchen- und Eichenkronen in gewaltiger Bewegung, ein Tanz von Riesen, dazu das ächzende Knarren der Äste. Das Singen der Tannen im Sturmwind aber gleicht den langgezogenen Forte-Akkorden eines sattklingenden Streichorchesters.

Ganz anders wieder der von Novembernebeln verhängte Wald in seiner in sich gekehrten Schwermut — und erst die heilige Stille des frisch verschneiten Waldes, wo man kaum zu atmen wagt... Überhaupt ist es ja diese große Ruhe und Stille, die man im Walde empfindet, die in einen selbst eingeht und zur «Recreation des Gemüts» führt, wie dies Johann Sebastian Bach so treffend von der Musik fordert.

Mir als Komponisten schenkt der Wald jene schöpferische Stimmung, in der die musikalischen Ideen entstehen und sich formen. Viele meiner Kompositionen sind denn auch im Wald ausgedacht und skizziert worden. Einige meiner Lieder singen vom Wald, und in manchen langsamen Sätzen von Instrumentalwerken atmet, wie ich glaube, etwas Waldluft. Deshalb fühle ich mich auch als Komponist, wenn ich so sagen darf, dem Wald dankbar verbunden.

W. Ludwig Kuhn

Otmar Nussio, Lugano, 1902, Dirigent

Da ich vater- und mutterseits Engadiner bin, so ist es fast unvermeidlich, daß ich in mancher Hinsicht mit dem Wald verbunden bin. Zunächst: liegt doch das Nussio-Haus in Sur-En d'Ardez — von den Großeltern Schucany geerbt — gerade am Waldrand. Dann, als weitere Folge meiner Abstammung, bin ich ein begeisterter Bergsteiger. Um auf Bergesspitzen zu gelangen, muß man oft, in früher Stunde, durch den Wald wandern. Die Empfindungen, von welchen man im einsamen Wald in frühen Morgenstunden ergriffen wird, sind sowohl in Worten wie auch in Musik schwer wiederzugeben. Unter den großen Meisterwerken der Musik, als gelungene Deskription, ist mir nur das Wagnersche Siegfried-Waldweben bekannt, und selbst da spielt die Hauptrolle Siegfried selbst.

Das Wunderbare im Wald sind die Ruhe, die balsamische Luft, die Abgeschiedenheit, das Zusammenleben mit tausend Insekten, das scheue, flüchtende Wild, das leise Rauschen der Lüfte in den Wipfeln; also — eine ganz eigene, unvergleichliche Polyphonie, welche weder einer Steigerung noch einer Übersetzung bedarf, und welche in ihrer erhabenen Würde keine Profanation erträgt. Zum Schluß, und im Gegensatz zum Spruch: «Wo das Wort aufhört, fängt die Musik an», möchte ich empfehlen: «Wo der Wald anfängt, da kann selbst die Musik aufhören.»



Willi Reich, Zürich, 1898, Musikwissenschaftler

*Romantisches Triptychon*

*Ludwig Tieck*: Wie wunderschön und bunt steht nun der grüne Wald mit seinen Bäumen, seinen heimlichen Blumen, mit seinen lebendigen Kreaturen und gefärbten Vögeln da! Der Sonnenschein irrt und funkelt hinein, leuchtet und betrachtet sich gefällig auf jedem Blatte, auf jedem Grashalm. Dabei kein stummes, einsames Schweigen: der ermunternde Wind zieht durch die Baumwipfel und rührt alle Blätter als ebenso viele Zungen an, der Baum schüttelt sich vor Freude, und wie in einer Harfe regen sich und rauschen unsichtbare Finger. Die jubelnden Vögelein werden zu Gesängen angefrischt, tausend Klänge und Stimmen irren und verwirren sich durcheinander und eifern mit Gesangesheftigkeit; das Wild verschweigt nicht seine Lust, aus den Wolken hernieder die Lerchen, dazu die Bächlein, die wie stille Seufzer des Entzückens auf der niedern Erde fortrollen, welcher Geist, welche Freundschaft rührt die unsichtbaren, verborgenen Spring-

federn an, daß alles sich mit unermeßlicher Mannigfaltigkeit zu Gesang und Klang ergießt? . . . Die Musik hat das Schönste der Naturtöne gesammelt und veredelt; sie hat sich Instrumente gebaut, aus Metall und Holz, und der Mensch kann nun willkürlich eine Schar von singenden Geistern erregen, so oft er will; die Kunst beherrscht das große, wunderbare Gebiet.

*E. Th. A. Hoffmann*: Zudem stelle dir, mein Komponist, dein Werk vor als einen schönen, herrlichen Baum, der, aus einem kleinen Kern entsprossen, nun die blütenreichen Äste hoch emporstreckt in den blauen Himmel! Nun stehen wißbegierige Leute umher und können das Wunder nicht begreifen, wie der Baum so gedeihen konnte. Da kommt aber jener verwandte Geist gegangen und vermag mittels eines geheimnisvollen Zaubers es zu bewirken, daß die Leute in die Tiefe der Erde wie durch Kristall schauen, den Kern entdecken und sich überzeugen können, daß eben aus diesem Kern der ganze schöne Baum entsproß. Ja, sie werden einsehen, daß Baum, Blatt, Blüte und Frucht so und nicht anders gestaltet und gefärbt sein konnten!

*Robert Schumann*: Matter und matter welken die Rosen im Westen dahin — die Fluren schlummern ihren Blumenschlaf — wie zürnende Titanenhäupter steigen die Schatten der Berge aus dem verhüllten Horizonte, und ernst wandeln die Sterne herauf an dem blauen Äther, und die Frühlingswolke zieht über das erhabene Blau und wiegt die schlummernde Welt in Träume — nur die Nachtphaläne hängt an den Rosenknospen, und die Nachtigallen schlagen in den Bäumen schwellende Akkorde, sanft wie die sterbenden Hauche der Äolsharfe. — Aber klar und heiter schwelgt das Auge des Dichters in der Sternennacht der Natur und blickt zu den Sternen hinauf und blickt zu den Blumen herunter, und die Züge verklären sich, und das Auge lächelt, und es lebt in ihm der große Gedanke: Gott und Natur, und der Gedanke wird Gebet und das Gefühl Sprache . . . Wer je das heilige Leben gefühlt hat, das aus der Natur niederfließt in die Brust des Sterblichen, wer je die frommen Muttertöne hörte, die wie Balsamtropfen auf die Seele des Menschen fallen — er ruft mit mir aus: Es schlägt ein großes Herz im Busen der Natur. — Um wieviel mehr muß der Dichter in ihr empfinden, den sie von seinem ersten Erwachen, wie eine zweite Mutter, anlächelte, die mit ihm aufwuchs und seine flammenden Gefühle mit ihm teilte? — Die Lieder des Dichters sind nur das Echo der Blumensprache der Natur: sie ist die Harmonika, deren Tasten, benetzt von dem Tau der Gefühle, Töne und Lieder in die verlangende Brust strömte.



Di tutte le testimonianze che parlano di un rapporto tra il bosco e la musica la più celebre e la più profonda di significato è senza dubbio la ben nota annotazione di Beethoven dell'anno 1815 che comincia con le parole « Sanctus, sanctus, incanto nel bosco... » Pochi lustri più tardi è poi il romanticismo che canta con il dolce suono della nostalgia la poesia delle foreste. Il pastoso suono dei corni nelle sinfonie, l'eccheggiare dei cori di cacciatori, le poetiche rievocazioni di sorgenti nascoste nell'ombra e del vento nelle alte chiome degli alberi — tutto un mondo sonoro esprime il rapporto tra musica e bosco, dalle « Scene silvestri » di Schumann e il « Mormorio dei boschi » di Liszt alla profonda sonorità dell'istrumentazione di Brahms e alle immagini musicali delle foreste di Boemia di Smetana.

E il meridione? E' evidente che sul pendio meridionale delle Alpi e in Italia il significato del bosco non è quello del nord. La foresta non è così intimamente legata ai profondi sentimenti dell'esistenza umana come lo è nei paesi settentrionali. Eppure anche qui si conosce la poetica voce dell'eco che risponde da un vicino margine di bosco, si conoscono le voci flautate degli uccelli negli alberi, e la lirica italiana dal Medioevo in poi sa dell'usignolo nel verde oscuro delle notti meridionali. Non è però la oscura densità dei boschi pieni di misteri che attira l'anima del poeta e del musicista. E' piuttosto il boschetto, il gruppo di alberi, di cipressi, di pinie che creano quell'inconfondibile sfondo di una sonorità più chiara, più splendente della natura meridionale. La solennità del cupo cipresso espressa mirabilmente nei brani « Aux cyprès de la Villa d'Este » di Franz Liszt e la luminosa e animata sonorità dei « Pini di Roma » di Respighi, ecco il riflesso musicale di un sentimento che l'albero crea nell'anima dell'artista. Perché nel meridione ogni cosa è partecipe della grande luce del sole che rischiarà e trasforma l'oscurità misteriosa dei boschi discendenti dal settentrione in una visione di limpidezza e di classicità di suoni, di linee e di colori.

W. Rüşch.



Aus dem Tagebuch

*Nächtlicher Aufstieg zum Etzel*

September 1952

Mehr als eine heiße Aufstiegsstunde braucht es, bis der Druck vom Kopf weicht, bis Zweifel und Sorgen über das steckengebliebene Werk niedergerungen sind, bis die Motive aufhören mich zu plagen und das Gemüt sich endlich auftut an den Abend. Fast schon auf der Höhe setze ich mich ins taufeuchte Gras. Weit unten das Lichtermeer um den Zürichsee, dessen Ränder sich im schwarzen Dunst verlieren. Unermeßlich über mir der rätselvolle bestirnte Himmel, von unten an mir vorbei aufsteigend der Waldsaum der Fichten. Wieder Ahnung von Menschenbereich, über dem sich das nicht mehr faßbare Ewige auftut.

Der Saft eines frühreifen Apfels ruft mich köstlich zurück. Ja: Mensch sein zu dürfen, welche Begnadung der Mitte kann das sein!

Beim Weitergehen durch das letzte finstere Waldstück zum Gipfel spüre ich Goethes Atem nahe. Immer auf der Höhe zwischen Fichten, die den Blick ins Tal gerade noch freigeben, steigt es auf: «Warte nur, balde ruhest du auch.»

Bald taucht das Licht des Berggasthofes auf. Durchs Fenster sehe ich eben, daß die Wirtsfrau zu Bett gehen will. Aber ich werde noch eingelassen, das Butagas wird im länglichen niederen Gasträum für mich angezündet. Freundlich bringt mir die Frau das Essen und Wein, richtet mir oben eine Kammer. Wieder einmal vergesse ich die Wirrnisse der Arbeit! Wunderbar kreatürlich sitze ich da, vor mir der Kaffee, in der Linken die Zigarette, in der Rechten der Bleistift über dem Tagebuch. Draußen kein Laut, nur die Flamme summt leise und eine Uhr tickt.

*Mangels Notenpapier in Worten versucht*

Ach könnt' ich der Buche Bruder sein,  
ein Vogel im Schnee des Apfelbaums,  
ein Tag nur die Schwester des Windes,  
der die berstenden Knospen kost,  
ein Regentropfen,  
der aus Wolken stürzt  
in soviel saftendem Aufbruch . . .

O würd' ich unteilbar  
ein reines Ganzes  
wie eine Kirschbaumblüte,  
ein einziger Jubel,  
ein Singen zartesten Lichts!

Doch hindern uns Fesseln am Fluge.  
Nie werden wir eins mit Natur,  
die Himmel stoßen uns wieder aus —  
sterbend erst gehn wir ins Ganze ein,  
in mütterliche Gott-Natur.

*Verwilderter Gärten Menscheninneres*

Brennesselgrün und Schöllkraut,  
überwuchert von Rosengeschlinge,  
Asseln und Mistkäfer  
unter modernden Brettern,  
Duft von Jasmin —  
und plötzlich durch Blättergewirr  
bricht feuchte, schwüle Sonne,  
wärmt die bröckelnde Mauer  
barocken Sandsteins.

Blick in der Kindheit  
wirre Verzauberung:  
geheime Grausamkeiten,  
Spiel mit Schleimigem  
von Würmern und Schnecken —  
erstes, jähes Erahnen des Triebes  
in soviel feuchter Verschlingung.

*Stille*

Oktober 1952 (Petersinsel)

Der Weinbauer in Ligerz, der mir im Keller seinen Heurigen zu kosten gab, brachte mich mit seinem Boot ans Nordufer der Insel. Noch in der Dämmerung, unter regendrohendem Himmel, umging ich sie, durch mannhohes Schilf, sumpfige Wiesen, zum freien Strand, wo die Feuerstellen der Zeltler jetzt verlassen sind.

Diese Ruhe, von keinem Motor zerrissen! Man atmet tiefer, horcht bewußter! Wie sehr sind wir schon vom Lärm der technischen Welt unterjocht, daß bald keiner mehr weiß, was Stille ist!

Wir sind stolz auf gewisse Rechte der Persönlichkeit in der westlichen Welt. Sie müssen aber erst aufs Akustische ausgedehnt werden. Bei der Entwürdigung der Musik durch ungezielte Verbreitung angefangen — sie hat zur Folge, daß selbst die Ohren der Musikliebhaber abgestumpft sind und

dadurch das Hörerlebnis in den letzten fünfzig Jahren stark beeinträchtigt worden ist — bis zur pausenlosen Folge von Lärmschocks, denen wir praktisch überall ausgesetzt sind: das ist ein gigantischer Mißbrauch unseres Gehörsinns, zu dem sich der kaum geringere unserer übrigen Sinne gesellt.

Mir ist, ich hätte schon seit Jahren die subtilen Geräusche des Einnachtens nicht mehr gehört. Vor dem Nachtsessen im Hotelbett ausruhend, lausche ich dem meermuschligen Raunen der Stille, und es wird still in mir selber.

Der Lärm unserer Zeit übertönt die innere Stille, welche die Flucht vor dem Göttlichen zu registrieren vermöchte. Wer Schrittmacher des Betriebes ist, der den Menschen nicht mehr zu sich selber kommen läßt, erfreut sich ungeteilter Achtung und Förderung wegen angeblicher Verdienste um die Wirtschaft. Die getriebene, gegängelte Masse macht freudig mit, weil die stillen Stunden des kleinen Mannes durch den Arbeitseinsatz im wirtschaftlichen Organismus überschwellt sind — der Übergang vom Betrieb auf die Ruhe ist nicht unmittelbar möglich. Der technische Fortschritt hilft uns auf vielen Gebieten zur märchenhaften Auspolsterung des Lebens, aber gleichzeitig hämmert er Tag und Nacht auf uns ein, um uns zum kollektivistischen Serienprodukt der nahen Zukunft umzuformen. Die technischen Möglichkeiten sind Geschenke an die Menschheit, die in die falschen Hände gelangt sind und mißbraucht werden.

### *Besuch bei Moorforscher Müller in Schiltwald*

Wie gut, daß es an die Tür klopfte und man mich zum Essen rief. Man denkt's nicht aus und nicht zu Ende, lieber schlägt man den Kopf an eine Mauer, daß es aufhört zu denken da oben.

Zum Glück hat auch ein saftiges Fleischstück nach sechs Stunden Marsch dem Bielersee entlang die gleiche Wirkung. Zurück ins Kreatürliche, zu Ofenwärme und Wein! Man lebt ja vorderhand noch, und schließlich müssen alle die Suppe auslöffeln, nicht ich allein.

Doch nach dem Essen gleitet der Stift schon wieder über die Blätter: ich erinnere mich an meinen letzten Besuch bei Lehrer Müller in Schiltwald, dem Botaniker und Moorforscher, den ich seit meiner Gymnasialzeit in Aarau immer wieder aufgesucht habe. Vor einem Monat, an einem plötzlich aufblauenden Septembertag, holte ich mein Fahrrad hervor und trat die Fahrt über die sechs Hügel an, die zwischen Zürich und dem Rueder Tal zu überwinden sind. Als ich ziemlich spät in die helle warme Stube des einstigen Bauernhauses trat, war er wie gewohnt über das Mikroskop gebeugt und machte Striche auf Millimeterpapier. Ich wußte von früher, daß jeder Strich einen Blütenpollen bedeutet, der vor vielen tausend Jahren in den Moorgrund geweht worden war.

Ich durfte den neuesten Stand seiner Forschung auf dem Gebiet der Pollenanalyse erfahren. Das Glück war ihm günstig gesinnt: in den Hochmooren am Pilatus und selbst an einer Stelle im Schiltwald, verraten durch Überbleibsel voreiszeitlicher Flora, war es ihm gelungen, Bohrungen bis in fünfzehn Meter Moortiefe vorzunehmen. Deren Analyse hat ergeben, daß gewisse Höhenzüge des Mittellandes auch in Zeiten stärkster Vergletscherung eisfrei gewesen sein müssen. «Die kleinen Schneckengehäuse hier, die ich aus untersten Moortiefen hervorgegraben habe, sind 200 000 Jahre alt.» Ich durfte mit der Lupe die zarten, ausgebleichten Gebilde betrachten und ein Gehäuse einer heute lebenden Schnecke danebenhalten, das sich in nichts davon unterschied. Andere Arten waren dabei, die heute ausgestorben sind. Dann betrachtete ich die auf lange Papierstreifen aufgezeichneten Diagramme seiner Analysen, das Resultat von Tausenden mühsamer Auszählungen, die Summe jahrzehntelanger Arbeit zusammen mit seiner Frau.

«Hier ist der Beweis, wie oft sich in der jüngsten Erdvergangenheit das Klima geändert hat. Hier gab es fast nur Buchen. Dann plötzlich, innert fünfzig oder hundert Jahren, fast keine Buchen mehr, dafür Kiefern, nichts als Kiefern, das bedeutet totalen Wechsel des Klimas, Übergang von Meeres- auf Kontinentalklima, dementsprechend Trockenheit und Steppenflora, die Natur paßt sich sofort an.» Er legte mir dar, wie alles darauf hindeute, daß wir heute wiederum in einem solchen radikalen Umschwung von feuchtem Klima auf Kontinentalklima stünden. Zudem würde die Versteppung des europäischen Kontinents vom Menschen gefördert. «Wenn die Umstellung vollzogen sein wird, bedeutet das Reduktion des Bodenertrags auf einen Zehntel der heutigen Nahrung.»

Warum ich dies hier erinnere: weil ich darin eine andere Notchance sehe, die den Menschen wieder begrenzen könnte. Die Vorsehung kann gewiß noch ganz andere, unerwartete Wege wählen — sicher scheint mir zu sein, daß die gegenwärtige Menschheitsphase, die des vermeintlich autonomen Menschen, so oder so ein Ende nehmen wird.

### *Am Pfäffikersee*

Juni 1954

Aufregend für mich die botanischen Funde, die Moorpflanzen hatten es mir seit je angetan. Vom Kastell Irgenhausen her pirschten wir uns durch ganze Felder von Rohrkolben ins Ried vor, an einen moosig-weichen, sicheren Platz unter Birken und Erlen. Eine dunkle Wolke lastete über uns, als wollte ein Gewitter losbrechen. Nachher fand ich zum erstenmal den rundblättrigen Sonnentau, kleine blitzende Tröpfchen zwischen den rauhhaarigen Blättchen, die sich zum Fleischfraß eines Insektes zusammenrollen können, und die niedliche Zwiebelorchis.

Wie es mich immer in Sumpf- und Moorlandschaften zieht, in die meiner

Seele verwandten Gefilde! Brutstätte der Welt, Schlinglandschaft zwischen See und Festland, voller Vogelruf und Fischgeruch. Auch du bist nahe im Gefühl — Albin Zollinger! Pangefühl im Unterleib, Gegenpol der geistigen Welt — Dumpfes, Lastendes, Unsicherheit schwankenden Grundes . . .

### *Graubünden heute*

August 1957 (Fex-Crasta)

Die zweite zehntägige Bergwanderung mit den Kindern, diesmal in Graubünden. Himmel und Hölle sind nahe beieinander, wie ich es erlebe — man glaubt zu entfliehen, entdeckt dann schnell, daß es heute keine erreichbaren Paradiese mehr gibt und daß der furchtbare (und fruchtbare!) Zwiespalt der Zeit hier oben in den Bergtälern noch weit heftiger auf einen einstürzt als in der Stadt, wo wir den Moloch des «unwiderruflichen» Fortschritts längst mit Achselzucken hinzunehmen gelernt haben, um so mehr, als wir auch dessen Lebenserleichterungen nicht mehr preisgeben wollen.

Fast gewaltsam mußte ich mich aus heftiger Arbeit (Instrumentation und Neufassung der 3. Sinfonie) und intensiven Wassererlebnissen am Greifensee losreißen. Richtung Chur fahren wir los, völlig improvisiert, vor Sonnenuntergang steigen wir bei irgendeiner Station der Rhätischen Bahn aus, Rhäzüns, und steigen beim Einnachten den Bergwald hinan, gegen neun Uhr geht der Mond auf, der Weg zieht sich lange am Heinzenberg hin. Schattendunkle, schwankende Gestalten, es sind singende italienische Arbeiter, begegnen uns, das Dorf Präz muß in der Nähe sein. Schwarze Dächer werden erkennbar, kein Licht, kein Laut zunächst, als schlafe alles. Endlich entdecken wir ein helles Fenster, finden eine Wirtschaft, in der Arbeiter Bier trinken. Die Brunnen rauschen heftig zwischen den Gassen: für diesen Abend habe ich das *Andere*, das *Untergehende* gefunden und tief erlebt. Meyersche Bergzeilen kreisen mir durch den Kopf, eine jähe Freude durchzuckt mich, daß es in versteckten Winkeln diese andere Welt doch noch gibt, nicht nur in meinem opus, das ich hüte wie ein heimatliches Geheimnis: meinem Oratorium *Media, in vita*, das seit mehr als einem halben Jahr auf Reinschrift wartet.

Eine gute alte Frau richtet uns eine Dachkammer hoch über dem Tal, der Rhein rauscht noch herauf aus dem Domleschg, wie Rauch liegt eine Strähne Mondlicht über dem Kessel, wo Thusis liegen muß. Wir singen und beten am Bettrand mit den Kindern, dann ist die Nacht still und kühl bis zu den Hahnenschreien.

Der zweite Abend. Wir steigen im heißen Thusis ins Postauto, das uns an gigantischen Baustellen des Kraftwerkbaus vorbei durch die Viamala bis zur Rofflaschlucht bringt. Zu wissen: nur noch wenige Jahre donnert und gischtet der Rhein über diese Katarakte, Jahrzehntausende werden nun als

Epoche abgeschlossen, und voraussichtlich nie wieder wird die Urnatur herstellbar sein ... — wie ein Filter legt sich das über das Bewußtsein, Ahnung unvermeidlicher Verluste. Im Berghotel Rofflaschlucht nehmen wir ein Zimmer, da Christian auf meinen Knien eingeschlafen ist. Hinter den Gebäuden donnert der Rhein tief in der Schlucht unten, ein schmaler Felsenweg ist tunnelartig den senkrechten Wänden entlang gehauen, bis man direkt unter dem Wasserfall hindurchkriecht und dabei in die weißgrün gischtende Wasserwand blickt. Ein Naturwunder, dem Rheinfeld vergleichbar — Goethe hätte hier sicher tagelang gewelt, gezeichnet und Farbstudien getrieben —, und auch dieses wird in zwei bis drei Jahren von einer Sekunde auf die andere zu Ende sein, wenn ein Ingenieur den Befehl erteilt, die stählernen Schützen zu senken und den Strom in den unsichtbaren Bergstollen zu zwingen!

Und das jahrhundertealte Bündnerhaus, unser Zimmer mit der tiefhängenden Decke und den Wänden aus Arvenholz, Proportionen wie das Goldenschnittgefüge alter Musik, Ahnung einstigen Wandergefühls durchbebt mich, Angstkitzel kommender Säumerpfade, begangen von Pilgern und Saumpferden, Sehnsucht nach dem Süden mutig gewagt und belohnt durch Tiefenblick aus Schluchten und schwindelerregenden Felsgalerien ... Doch in unseren morgenfrühen Schlaf donnern die Kolonnen der Lastenzüge. Ich torkle zum Fenster und sehe Krane und Bulldozers auf den Lastwagen montiert, Fahrt Richtung Avers ...

Und am dritten Tag glauben wir eine moderne Hölle zu erleben. Hunderte, Tausende von Fremdarbeitern wühlen mit den gigantischen Kranen und Hebern die neue Straße ins Tal, Schrittmacher für den Kraftwerkbau am Hinterrhein. Sprengungen donnern vor uns auf, Blöcke kollern in die Schlucht hinunter, nacktesgeschälte Baumriesen liegen wie Zündhölzer über den Felsen, Barackendörfer ragen rotbraun gebeizt in den blauen Himmel. Wohl an zwanzig Stellen wird die Straße abschnittsweise vorgetrieben, nur noch an einigen kurzen Stellen ist die alte Talstraße unberührt zu erkennen, mit den durchlochenden granitenen Wehrsteinen eingesäumt. O dieses alte Stück schmaler steiniger Straße, das ich vor zwanzig Jahren als Gymnasiast das ganze Tal hinein beging! — es macht mein Herz klopfen. Wunderbar ist die Einheit von Natur und Menschenhandwerk gewahrt, es ist wohl das *Organische*, das mein naives Musikergemüt so sehr in Mitschwingen versetzt — und unten tost grünblau und weiß gischtend der Rhein völlig unnütz und kraftverschwenderisch seine ungebändigte Gewalt durch die Granitschlünde, *noch* zwei bis drei Jahre, am Ende einer Menschheitsepoche, und dann werden die Schluchten still sein, und das Wasser geht die vom Menschen künstlich geschaffenen Tunnels und Kanäle, *Stromlinie* säumt es ein von Stufe zu Stufe, von Kraftwerk zu Kraftwerk.

Mein Herz blutet, so jedenfalls möchte ich andeuten, was ich empfinde. Und dabei steht mein Denken anderswo, ich weiß, daß ich *mitschuldig* bin

an diesem Ausverkauf der Natur, daß ich mein tägliches heißes Bad und den Gesundheitskomfort und die frische Wäsche ohne die einstigen grau-feuchten Waschküchenzubertage eben diesem betrauten Untergang mit-  
verdanke — so ist auch hier das Gespaltensein von Gefühl und Vernunft in mir selber drin, ich begreife und verstehe, daß es unabänderlich ist, ich denke an die Langspielplatte, die ich mitsamt dem technischen Stand der heutigen Musik nicht missen möchte und nicht preisgabe gegen ein wieder-  
erwecktes häusliches Musizieren . . . Im unabänderlichen technischen Fortschreiten den wahren *Fortschritt* herauszuarbeiten, das wird die Aufgabe der kommenden Jahrzehnte sein. Und so halte ich meinem blutenden, naturtrunkenen Herzen entgegen, daß der gewaltige *Umbruch*, der die alten Ordnungen aufhebt, vielleicht neue Ordnungen und Bezüge schaffen wird, daß bald die erste Phase der Ratlosigkeit überwunden sein wird, daß die Wunden vernarben. Ich halte es für möglich, aber glauben kann ich es zutiefst doch nicht.

In Campsut steigen wir aus dem Postauto. Dicht am Abgrund des Averser Rheins, der zehn Meter tiefer grün und lautlos dahineilt, kochen wir in der Gamelle unser Frühstück. *Die alte Straße*, die Hiltbrunner besang: kaum sind wir unter Cresta in den Felsen drin, greift meine Hand in Gürtelhöhe das erste Edelweiß! Die Lärchen bleiben zurück, ein Saum Arven folgt, dann sind wir hinter Avers über der Baumgrenze. Aber erst dicht vor Juf kann ich zu den Kindern sagen: *Hier* wird alles so bleiben, hier werden sie das Gletscherwasser noch nicht ableiten, hier werdet ihr immer spielen können . . .

Dieses Hin- und Her-Gerissenwerden zwischen Naturbeschaulichkeit und technischer Anpassung der Gebirgswelt läßt uns auf der weiteren Wanderung nicht mehr los, es hilft nichts, man muß die Extreme einfach annehmen, sie bejahen. Es gibt keine beschauliche Wanderung im Gebirge. Wer die Augen offenhält und nicht auf der Flucht vor der Wirklichkeit ist, begegnet hier den gleichen Fragekomplexen wie in der Stadt. Die Idylle sind in die kleinsten Seitentäler und auf Höhen über zweitausend Meter über Meer verdrängt, wir haben dafür die Möglichkeit, sie aufzusuchen. Es gibt keine Entdeckungen mehr. Was bleibt uns anderes, als nun unsere seelischen Landschaften zu erforschen, ins Unbewußte vorzudringen und dort Tag werden zu lassen, damit auch den psychischen Geißeln der Menschheit, Machttrieb, Grausamkeit und Befehdung, ein Damm gesetzt wird?

Abstieg ins Bergell. Aus zehn Meter Distanz belauschen wir die drolligen Spiele der Murmeltiere. Aufsteigender Nebel verhüllt die Bergeller Bergriesen, wir tauchen in Wolken und Regen. Auch hier, längs der alten Römerstraße, entdecken wir unterhalb Alp Maroz wieder die kleinen Dachlattenpfähle mit dem in rote Farbe eingetauchten Kopf — in ein paar Jahren ist auch die Römerstraße nicht mehr, die Alp ein Ausgleichsbecken.

In Casaccia jagen die Autocars und Autos von Italien herauf. Oft denke ich, die Erfindung des Automobils sei eines der größten Unglücke für die

Menschheit. Die Banalität solcher Gedanken entschuldigt sich aus dem Glücksgefühl heraus, das mich nirgends so sehr wie beim Bergwandern erfüllt. Sie tun mir einfach leid, diese Menschlein, die sich in das mobile Kästlein hineinzwängen und dabei vergessen, daß nur die eigene Leistung glücklich machen kann. «Im Schweiß deines Angesichts . . .» — das gilt selbst in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft noch. Doch bin ich viel zu wenig ein Fanatiker, um in gewissen Momenten nicht ebenso zu sagen: «Wenn wir jetzt ein Auto hätten . . .»

### *Der Stausee*

Zwei Tage später. Unberührteste, wildste Bergnatur am Weg von Bivio nach Alp Flix. Vermodernde Tannen quer über dem kaum kenntlichen Weg, gelbbraune Hochmoore von Wollgras überweltet, Arvenhaine, Blumentriften, in die seit Jahrzehnten höchstens ein Jäger seinen Fuß gesetzt hat. Unten glitzert im Gegenlicht der Marmorerausee herauf, wieder kann ich sagen: «Solange es das noch gibt . . .»

*Das noch*: der heraufblinkende See ist ein Stausee. Hier hat die Technik neue Natur geschaffen. Alles, was Menschenhand an der Erdoberfläche verändert, wird früher oder später wieder assimiliert vom Strom der Urnatur. Hier hat liebevolle Planung eine sofortige ideale Verschmelzung ermöglicht.

Wie das Göttliche, so kann die Natur erst durch den Menschen zu erlebter Existenz gelangen, durch die Deutung, die unser Gefühl ihr gibt. Unerschlossene Gebiete, durch die kein Pfad, keine Straße führt, existieren nur abstrakt, eine Summe von Quadratkilometern auf der Landkarte. Die Straße, die hineingebaut wird, zerstört zwar die Urnatur, erschließt anderseits jene Werte, die für uns bedeutsam sind.

Zwischen der Urnatur und der rein technischen, synthetischen Natur der Fabrikkomplexe gibt es alle erdenklichen Zwischenstufen, in deren Mittelbereich sich der Mensch am wohlsten fühlt. Der Wert eines Stückes Natur ist um so größer, je näher es zu den Gebieten großer Wohndichte liegt. Das war auch der Grund, weshalb ich so leidenschaftlich viele Hunderte von Unterschriften für Rheinau sammelte, während ich einen jahrelang verfolgten Opernplan «Das versunkene Tal» schließlich als unreal und unstimmig erkannte und liegen ließ.

*Armin Schöberle*



*Erich Schmid, Kilchberg, 1907, Dirigent*

Soll ich als Musiker etwas von meinen Beziehungen zum Wald erzählen? Seit meiner Jugend ist mein Verhältnis zum Wald, zu den Wäldern, ein sehr enges gewesen. Meine Jugendzeit, die ich im Solothurner Jura verlebte, bot mir reichlich Gelegenheit, in die von mir immer als geheimnisvoll empfundene Atmosphäre des Waldes einzutauchen.

Der Wald war uns ja damals noch ein wirklich direkter Spender verschiedener wichtiger Dinge, die wir brauchten. Während des Ersten Weltkrieges vor allem haben wir im Wald geholt, was er uns anbot: Beeren, Tannzapfen, Laub oder gar ein wenig Holz. Wenn die Balsthaler Pfarrfrau ihre drei Söhne aufmunterte zum Waldgang, war es eigentlich immer ein besonderes Fest für uns. Aber nicht nur der Nutzen des Waldes war uns lieb und teuer. Die sonntäglichen Spaziergänge gehörten meist den umliegenden Wäldern. Und da sog man nicht nur die herrliche Luft in sich ein, nein, auch die herrlichen Farben, die von Jahreszeit zu Jahreszeit wechseln, und auch das geheimnisvolle Rauschen der Wipfel. Die heißen Sommertage aber, an welchen der Wald von süßem Summen erfüllt ist, waren mir die liebsten. Da hörte ich doch so etwas wie Musik!

Wald und Musik! Eine Menge der Beziehungen wären da anzubringen. Ich denke etwa an Carl Maria von Weber, Robert Schumann, Richard Wagner. Mein erstes Opernerlebnis war eine Aufführung der «Götterdämmerung» in Basel. Am Nachmittag vor dem großen Ereignis nahm mich mein Vater mit in den nahen Wald am Rhein. Hoch über dem Ufer des herrlich sprudelnden Flusses las er mir den Text der Oper vor. Wald und Rhein, eine schönere Vorbereitung auf die Klänge dieser Naturmusik kann man sich nicht denken!

Und heute? Auch heute liebe ich den Wald über alles. Er ist mir der geheimnisvolle Kraftspender geblieben. Und wenn es mir die Zeit jeweils erlaubt, so wird eine Fahrt durch die herbstlichen Jurawälder mit den unbeschreiblich satten Farben zum schönsten Naturerlebnis des Jahres!

*Dir Schmid*

*Richard Sturzenegger, Bern, 1905, Direktor des Konservatoriums*

Von Fleiß und Ordnung der Menschen noch ungezähmte, noch ganz der Natur verhaftete Wildnis, Ort der Verirrung, der Verzauberung, des Unheils und des Wunders, von Untieren, Hexen, Räubern, von hilfreichen und von bösen Geistern bevölkert, dem Sonnenlicht des Geistes entzogenes Halb-

dunkel, so ist der Wald als ein Gleichnis für die nur halb bewußten Bereiche der Seele aus den alten Märchen in die Dichtung und Musik der Romantiker eingegangen und zur eigentlichen, geheimnisvoll anziehenden und zugleich unheimlichen Landschaft des Gefühls geworden.

Und heute? Die Wälder sind bewirtschaftet und keine gefährlichen Wildnisse mehr, und aus dem Bereich der Musik ist das Sinnbild des Waldes verschwunden. Hat es im ersten Akt von Debussys *Pelléas* noch seine volle alte Bedeutung, so ist die Gegenwart des Waldes in der Musik des zweiten Teils von Frank Martins *«Vin herbé»* kaum mehr zu spüren.

Für mich hat der Wald seinen Zauber nicht verloren. Auch wenn ich nur mit dem Förster durch unsern Wald gehe, um die zu fällenden Bäume zu bezeichnen oder mit dem Holzhändler, um die zugerüsteten Stämme auszumessen, kann ich mich seiner Wirkung nicht verschließen, und meine Spaziergänge führen immer wieder in den Wald. Er ist ein gesegneter Ort, günstig der Lösung des Gemüts aus der Verstrickung in Pflichten und Bedrängnisse des Tages, und geeignet, den Geist empfänglich zu machen für Eingebungen, auf die auch der heutige Musiker nicht verzichten darf, will er sich nicht mit unverbindlichen Spielen seiner Intelligenz begnügen.

Richard Stangerger.

*Räto Tschupp, Zürich, 1929, Dirigent*

Student auf Zimmersuche; Der siebzehnte Wohnungseigentümer öffnet die Tür, es folgt der stets gleiche Spruch vom Inserat, bin ordentlich, zahle pünktlich, dringend ein Zimmer nötig, bitte, es ist schwierig, als Musikstudent ein . . . «Was? Können wir nicht brauchen, sicher schwierig, gehen Sie doch und blasen Sie Ihre Trompete im Wald» — Türe zu.

Dies passierte mir tatsächlich. Nun, eine Kammer habe ich dann doch noch gefunden, und den Wald mußte ich mit keinem lauten Spiel belästigen. Im Gegenteil, heute ziehe ich mich zurück in den Wald, nicht um meine Nachbarschaft vor meinem Lärm zu verschonen, sondern um dem Lärm meiner Mitmenschen zu entfliehen. Besonders wenn es gilt, eine Partitur auswendig zu lernen, kann man mir, gelegentlich sogar komisch gestikulierend, auf einem Waldweg begegnen. Glücklichen Umständen habe ich es zu verdanken, daß, obwohl ich in der Stadt wohne, solch stille Waldwege gleich hinterm Haus beginnen.

Räto Tschupp

Wenn Sie mich als Organisten über mein persönliches Verhältnis zum Wald befragen, dann muß meine erste Antwort lauten: Wie dankbar bin ich doch dem Walde! Denn aus seinem grünen Reiche holten ja die Orgelbaumeister ihr Holz, aus welchem sie in kunstvoller Arbeit mein Kleinod fertigten: die Orgel. Zwar besteht eine Orgel nicht bloß aus Holz. Viele ihrer Pfeifen sind aus Zinn oder Kupfer hergestellt. Aber all die fundamentalen, tiefen Stimmen, die Bässe, oder die helle Holzflöte, das Holzgedackt, dann die Windladen, Bälge, große Teile der Mechanik entstammen dem Walde. Und das Gehäuse, wie wichtig ist es für die richtige Abstrahlung des Klanges in den Raum. Aus bestem Holze muß es auf das sorgfältigste gemacht sein. Mit großer Fachkenntnis und mit viel Liebe muß der Orgelbauer seine Hölzer auswählen, damit sein Werk vollendet erklinge.

Als Junge spielte ich gerne im Walde. Seine hohen grünen Räume erweckten in mir eine Art feierlicher Stimmung. Die gewaltigen Stämme kamen mir vor wie Säulen einer Kathedrale, und immer wieder ergötzte sich mein Ohr am Echo, an den tausendfältigen Stimmen, die im Walde zu vernehmen sind. Wenn das Licht im Frühjahr durch das junge Grün der Blätter schimmerte, erinnerte mich diese Erscheinung an farbige Kirchenfenster.

Und heute, wenn ich einen Wald durchstreife, bin ich immer neu von seiner geheimnisumwitterten Welt erfüllt und beglückt. Am liebsten möchte ich irgendwo am Waldrand eine Hütte bewohnen, um stets auf die Stimmen des Waldes hören zu können, um meine schöpferische Arbeit in der Stille dieser Zauberwelt reifen zu lassen.

*Hans Vollenweider*

*Fliehe mein Freund in deine  
Einsamkeit!*

*Ich sehe dich betäubt vom  
Lärm der großen Männer und  
zerstochen von den Stacheln der  
Kleinen.*

*Würdig wissen Wald und Fels  
mit dir zu schweigen.*

*Abseits vom Markte und Ruhme  
begibt sich alles Große, abseits  
vom Markte und Ruhme wohnten  
von je die Erfinder neuer Werte.*

*Fliehe dorthin, wo eine rauhe,  
starke Luft weht!*

*Nietzsche*

Bild: Urwald von Derborence

